

# 1793-1803 : wie Toggenburger den grossen Umbruch erliten

Autor(en): **Müller, Armin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg**

Band (Jahr): **1 (1974)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883830>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# 1793 - 1803 – Wie Toggenburger den grossen Umbruch erlebten

von Armin Müller

In der nachfolgenden Darstellung wird versucht, zahlreiche zeitgenössische bruchstückhafte Zeugnisse um den roten Faden der grossen Ereignisse zu seilern. Schauplatz ist das Städtchen Lichtensteig; als Zentralfigur steht der letzte Landvogt im Toggenburg und erste Landammann im neuen Kanton, Karl Müller — von Friedberg. Als Quellen wurden benützt: Tagebuch Ulrich Bräkers, Tagebuch des Lichtensteiger Schultheissen J. J. Wirth, Briefe und Autobiographie Müller-Friedbergs, die Biographie Müller-Friedbergs von Joh. Dierauer, ferner einige moderne Geschichtswerke. In der Sache ist nichts erfunden. Etwas Phantasie waltet lediglich in der Regie der Auftritte. — Es handelt sich um die Uebersetzung einer an entlegener Stelle gedruckten Erzählung (Die neue Schulpraxis, April 1953).

Im Frühling des Jahres 1793 wurde beim Obertorplatz zu Lichtensteig emsig gehämmert und gezimmert. Eine Bühne entstand, festlich mit Tannreis geschmückt. Was wurde da vorbereitet? Schon vier Wochen vorher war in allen Kirchen des Toggenburgs verkündet worden, die junge Mannschaft habe vor dem neuen Landvogt den Treueid gegenüber dem Fürstabt zu leisten. Am selben Tage sollte auch die Treue zum Toggenburg vor dem Landratsobmann beschworen werden. Und da der Herr Junker Landvogt mächtig viel auf tüchtigem Militär halte, werde das Ganze mit einer feierlichen Truppschau verbunden. Nun geht's in der kleinsten Gemeinde an ein Rüsten und Exerzieren. Die Burschen von 15 Jahren an aufwärts bekommen Gewehr und Montur. Das erfüllt sie mit glühendem Eifer, und unermüdet putzen sie daran herum. Endlich ist der Pfingsttag des Jahres 1793 da.

Morgens 10 Uhr rückt die gesamte Burgerschaft von Lichtensteig in Marschkolonne aus, mit Degen und Gewehr, unter den Klängen einer «türkischen Musik», wie man damals sagte, angeführt von dem schneidigen Herrn Stadthauptmann. Es geht hinaus bis zum Hof, wo ihnen eine vierspännige Kutsche entgegenrollt. Darinnen sitzt der höchstgestellte Bürger des Tales, der Herr Landratsobmann und Pannerherr Elias Stadler. Während der feierliche Zug sich wieder dem Städtchen zuwendet, läuten alle Glocken zum Landrat, und von allen Seiten strömen die Mannschaften herbei, eine jede in flotter Marschkolonne, der Gemeindehauptmann an der Spitze, unter Fahnen und Trommelwirbeln. Wer steht da unter den Bögen und mustert die jungen Soldaten? Das ist

kein anderer als Ulrich Bräker. Seine eigene Soldatenzeit in Berlin unter dem Preussenkönig Friedrich kommt ihm in den Sinn, und er findet, so schneidig wie dort und damals sei's zwar noch nicht. Wirklich sind die Uniformen recht bunt; einige Soldaten tragen sogar altväterische Pluderhosen, die vielleicht schon hundert Jahre in einer Estrichtruhe verstaubt sind. Da tanzt auch ein übermütiger Hanswurst aus der Reihe und schickt ein «Zäuerli» in die Luft. Das Kommando ist auch nicht so zackig, und die Gewehre sind nicht nach der Schnur ausgerichtet. Aber er sieht allenthalben frohe Lust und guten Willen, und er findet, so flott habe er die Toggenburger noch nie gesehen.

Immer neue Abteilungen strömen herbei; alle ziehen nach dem Obertorplatz. Fremde Zuschauer säumen den Platz. Jetzt marschiert die Stadtkompagnie vom Rathaus an der Hintergasse her und hinter ihr in würdigem Schritt und in feierlichem Schwarz die 60 Landräte. Sie nehmen auf der Bühne Platz. Der Landratsobmann erhebt die Stimme, und Ruhe senkt sich über das tausendköpfige Volk. Er spricht von den alten, verbrieften Rechten und Freiheiten des Tales. Er erklärt den Sinn des Schwures, den die junge Mannschaft zum erstenmal leisten wird. Dreimal wird sodann die Eidesformel verlesen, damit auch ja der letzte wisse, worum es da gehe. Dann geloben sie tausendstimmig, «sich Treue und Wahrheit zu leisten und mit Gut und Blut zum Rechten zu verhelfen».

Danach steigen die Landräte von der Bühne herab. Die meisten nehmen in einer Umfriedung vor der Bühne Platz, während eine Kommission nach dem nahen Statthalteramt (dem heutigen Rathaus) zieht, um dort den Herrn Landvogt abzuholen. Wie dieser auf die Bühne steigt und sich inmitten der Landratskommission auf einem schönen, erhöhten Sessel niederlässt, erstirbt das Gebräuse und Gemurmel. Sitzend spricht er zur andächtig lauschenden Menge. Klar und fest steigen die wohlgesetzten Worte aus seinem feingeschnittenen Munde. Es ist eine Lust, ihm zuzuhören. Er preist das Glück der Toggenburger und die Menschenfreundlichkeit ihres Fürsten. Er ermahnt sie zur Treue und warnt sie vor Aufwieglern, die Uneinigkeit stiften wollen. «Ihr seid frei genug, um glücklich zu sein, ihr Männer vom Toggenburg! und so frei, so wahr Gott lebt, sollt ihr auch bleiben!» Seine Worte gehen manchem Biedermann zu Herzen. Seht, dort steht Uli Bräker und wischt sich wahrhaftig eine Träne aus den Augen. Und nicht weit von ihm erkennt ihr den Boten von Gossau, den

Johannes Küenzle; der nickt einige Male beifällig. Nun hat der Junker Landvogt geendet, und lauter Beifall erhebt sich. Danach schwört die Jungmannschaft dem Fürststab die Treue.

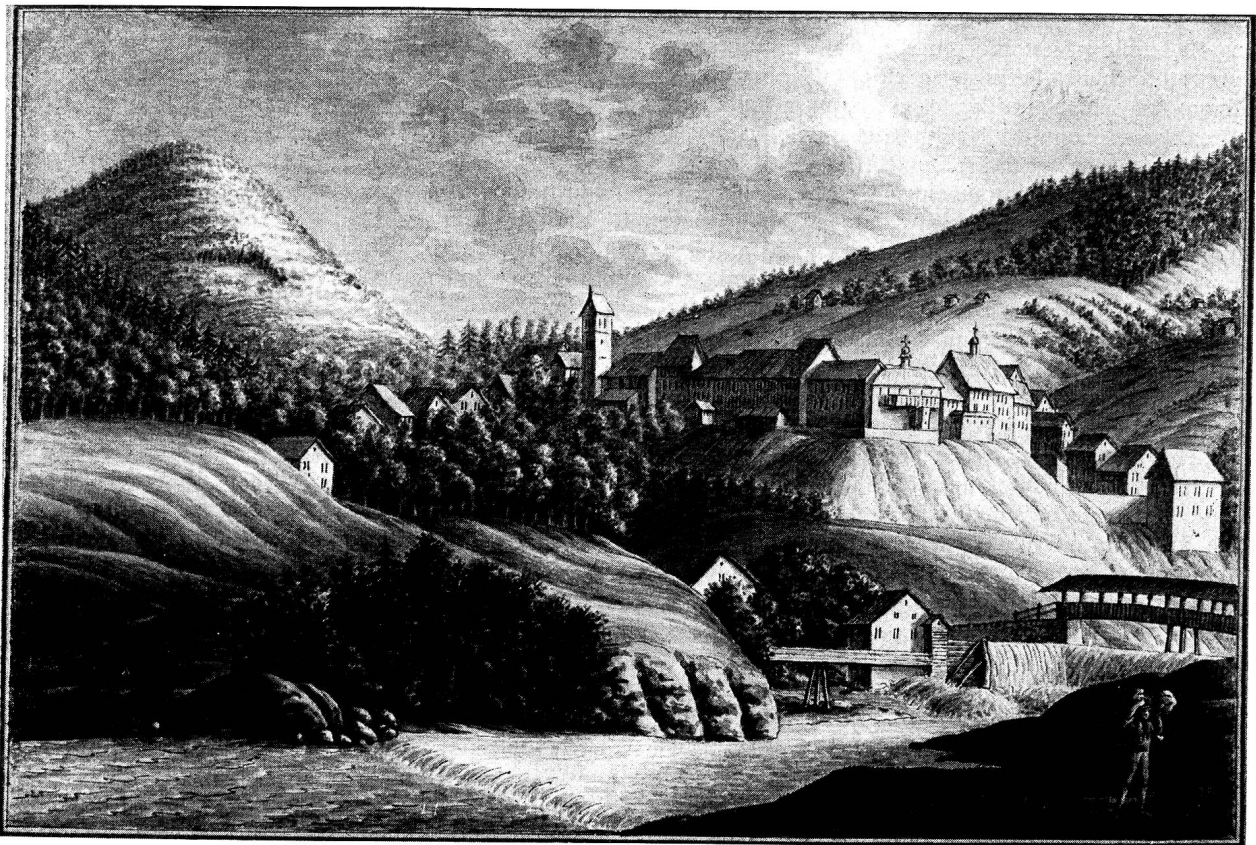
Unter klingendem Spiel und flatternden Fahnen löst sich die Versammlung auf. Die entfernter wohnenden Truppen brechen gleich auf, denn sie haben noch viele Stunden Marsch vor sich. Viele bleiben aber im Städtchen. Die Wirtshäuser sind zum Bersten voll. Aus den Fenstern haben die Mannschaften ihre Fahnen gehängt. Dort essen sie zu Mittag. Jeder Gemeindehauptmann, der mit seiner Mannschaft aufbricht, zieht noch einmal durchs Städtchen; sie paradiert vor der Landvogtei, wo immer wieder der Herr Landvogt am Fenster erscheint. Oft lächelt er freundlich, und manchmal klatscht er lauten Beifall, wenn sie die Beine besonders stramm werfen. Da steht auch wieder Uli Bräker unter den Lauben und kann sich nicht satt genug sehen. Er stösst seinem Nachbarn den Ellbogen in die Seite und meint, es sei ihm, er stehe auf dem Dönhoffschen Platz in Berlin und sehe Friedrich II. einer Abteilung sein Bravo zurufen. Immer wieder knallen und puffen die Gewehre, so dass die ganze Hauptgasse sich mit Rauch und Pulverdampf anfüllt. So geht's bis in den späten Abend, bis die letzten abgezogen sind. — Nach Wochen schreibt der Landvogt seinem Freunde Johannes von Müller: «Le peuple s'est efforcé à rendre la fête des plus brillantes. C'était le tableau d'une belle union.» (Das Volk hat sich alle Mühe gegeben, ein glanzvolles Fest zu bauen. Es bot sich das Bild einer schönen Einigkeit.)

Während so der Landvogt auf eine schöne Einigkeit von Regierung und Volk hoffte, erhielt er aus der Westschweiz einen schlimmen Brief. Sein Jugendfreund Dèmeunier schrieb ihm, er sei aus Paris geflohen und habe Frankreich verlassen; ob er wohl bei ihm für einige Wochen Ruhe und Zuflucht fände, bis er sehe, wohin er sich weiter wenden könne.

Ihr fragt nun vielleicht, woher sich die beiden Männer kannten. Der Vater unseres Landvogts hatte schon in der selben Stellung im Dienste des Fürststabs gestanden. Für seinen Sohn hatte er ein ähnliches Amt in Aussicht genommen. Also musste er eine entsprechende Ausbildung erwerben: Sprachen, französische Kultur und die Wissenschaft der Rechte. Der Fünfzehnjährige war Student in Besançon. Da brauchte er einen älteren Freund, der ihm in der Fremde zurechthalf. Dieser ältere Freund war eben der Student Dèmeunier. Als Müller-Friedberg nach

Salzburg reiste, um dort seine Studien abzuschliessen, verloren sie sich aus den Augen, vergassen sich aber nicht. Ein Jahr vor dem Ausbruch der Französischen Revolution wollte der Dreiunddreissigjährige seinen Beschützer-Freund in Paris besuchen. Aber dieser schrieb ihm warnend zurück: «Tenez-vous collé à vos montagnes, un vaste tombeau se creuse sous nos pieds; je ne le verrai pas se refermer.» (Bleiben Sie nur in Ihren Bergen! Ein weites Grab tut sich zu unseren Füßen auf; ich werde nicht mehr erleben, dass es sich schliesst.) Ihr seht, wie man auch in unserem Lande die Schatten der kommenden Dinge wahrnahm. Nun also, fünf Jahre später, war der vornehme Herr Departementspräsident Dèmeunier aus Paris geflohen, weil das weite Grab ihn zu verschlingen drohte. Es war ihm nicht gelungen, der Verbindung von Fürstentreue und Freiheitsliebe zum Siege zu verhelfen. Wird es dem Landvogt im Toggenburg gelingen? Natürlich wollte er den Flüchtling mit offenen Armen empfangen.

Es ist ein grauer Novembertag des selben Jahres 1793. Ueber den Ricken reitet ein einsamer Mann. Er ist vornehm gekleidet, fremdländisch, französisch. Die Stiefel sind aus feinem Leder, der lose Mantel von bestem Tuch. Auf der weissgeputerten Perücke sitzt ein flacher Dreispitzhut. In Wattwil hält er an und fragt nach Monsieur le baron Muller de Friedberg, Bailli du Toggenbourg. Man weist ihn talabwärts, nach Lichtensteig. Die Bürger in der Hauptgasse sehen sich verwundert um, wie sie den Fremdling vor dem Statthalteramt vom Pferde steigen sehen. Während sie über ihn werweisen, umarmen sich die beiden Freunde, aber sie sagen sich «Sie». Das ist französische Sitte, und ich sollte nun eigentlich französisch weitererzählen. «Combien le monde a changé depuis nos promenades à Besançon!» (Wie hat sich doch diese Welt verändert seit unseren Spaziergängen in Besançon!) Viele Stunden sitzen sie zusammen und Dèmeunier erzählt von Paris. «Seltzam», meint er, «wie in wenigen Jahren dreimal der 20. Juni eine Wende gebracht hat. Am 20. Juni des Jahres 89 schworen wir im Ballhaus zu Versailles, nicht eher auseinanderzugehen, als bis Frankreich eine Verfassung hätte. Zwei Jahre später, wieder am 20. Juni, bekundete der König durch seinen missglückten Fluchtversuch, dass er selber nicht mehr an den Sieg seiner Sache glaubte. Und abermals ein Jahr später, am 20. Juni 92, war es, dass er selber sich vor der rasenden Menge in den Tuileries die hingestreckte rote Kappe aufsetzte, auf das Haupt, das bis



Lichtensteig. Braunlavierte Federzeichnung von Hans Konrad Escher von der Linth (1803).  
(Graphische Sammlung ETH Zürich, Fotografie Zentralbibliothek Zürich)

dahin die Krone getragen hatte. Immer schneller rollt das Rad und erfasst morgen die, welche es gestern angetrieben haben. Als jener eitle und ehrsüchtige Pétion, den ich seiner Treulosigkeit wegen hatte verhaften lassen von der Nationalversammlung wieder eingesetzt wurde, da erkannte ich, dass das rasende Volk, von einem Danton, einem Marat, einem Robespierre aufgestachelt, den König und all seine Freunde vernichten würde. Ich floh, noch vor dem grausigen 10. August. Sie wissen, mon cher ami, von dem traurigen Los der Schweizergarde. Aber Sie haben wohl keine Vorstellung davon, wie tief sich der Pöbel in seiner Raserei erniedrigen kann. Haben Sie von den abgeschlagenen Köpfen auf den Piken gehört, vielleicht auch von den blutigen, herausgerissenen Herzen tapferer, treuer Soldaten, die auf Säbel aufgesteckt durch die Gassen getragen wurden? Ein Freund hat mir berichtet, wie betrunkene Scheusale tote Soldaten auf die Füße stellten, sie ins Gesicht schlugen und sie so unter schallendem Gelächter zu Boden streckten. Das ist eine Hölle, die ich hinter mir gelassen habe.

Müller-Friedberg weiss, wie es in Frankreich steht. Die Schweizergarde ist an jenem schwärzesten Tag von seinem Onkel, dem Major Bachmann, befehligt worden. Vor 39 Jahren hat dieser Onkel an seiner Wiege ein lustiges Stücklein geegigt, um ihm heiteren Sinn für alle Wechselfälle des Lebens einzuflössen. Und nun ist es mehr als ein Jahr her, dass ihm im Hexenkessel von Paris das Beil der Guillotine das Haupt vom Rumpfe getrennt hat, weil er Treue und Ehre höher hielt als den Leib.

Die Freunde versinken in sinnendes Schweigen. Ja, die Welt ist in diesen Jahren düster geworden; jeder Brief aus Frankreich erzählt von neuen Greueln. Und seit die Kanonen Frankreichs vor einem Jahr bei Valmy sich siegreich gegen die verbündeten Mächte behauptet haben, weiss jeder Klarsehende, dass kein Ende des Umsturzes abzusehen ist.

Da klingt aus dem anstossenden Zimmer eine helle Kinderstimme, begleitet von den zarten Akkorden eines Spinetts. Sie lauschen dem heiteren Kinderlied, das so unbekümmert und lieblich erklingt, wie wenn es kein Böses in dieser Welt gäbe. Es ist das achtjährige Töchterchen Anna, das mit seiner unbeschwertten Fröhlichkeit den ernstesten Männern ein Lächeln abgwinnt.

Ein andermal ist es Müller-Friedberg, der erzählt. Da ist es vor allem die Reise an den kaiserlichen Hof in Wien, gerade vor Jahresfrist, von der er gerne be-

richtet. Welch ein Gegensatz zu dem, was da in Frankreich zu gleicher Zeit geschah! Während Ludwig XVI. im Temple gefangen sass und seinem Tod auf der Guillotine entgegenging, entfaltete Kaiser Leopold II., der eben den Thron bestiegen hatte, den glanzvollsten Pomp feudalen Herrschertums. Wenn auch die Eidgenossen schon 150 Jahre vorher, im Westfälischen Frieden, die letzte Bindung an das Reich gelöst hatten, pflegte doch der Fürstabt von St.Gallen immer noch bei jedem Thronwechsel durch einen Gesandten sein Reichsleben bestätigen zu lassen. Und Müller-Friedberg war der letzte Eidgenosse, der zu diesem Zwecke sein Knie vor dem Kaiser beugte.

Nach längerer Vorbereitung ist endlich der Tag des Empfangs bei seiner Kaiserlichen Majestät da. Die kleinste Einzelheit des feierlichen Zeremoniells ist geregelt. Müller-Friedberg trägt ein spanisches Spitzenkleid, das ihm Graf Kinsky geliehen hat. Die Karosse, in die er steigt, ist mit sechs Pferden bespannt. Hochgestellte Freunde begleiten ihn, teils zu Pferde, teils in Kutschen. Jetzt sind sie vor der Burg, zur festgesetzten Zeit — es ist morgens 10 Uhr. Die Herrschaften schreiten wortlos, in gemessenem Schritt über weite Treppen, harren vor den geschlossenen Türen zum Rittersaal. Lautlos öffnen sich die Türflügel — umgeben von einer zahlreichen, glänzenden Gesellschaft sitzt das kaiserliche Paar auf erhöhtem Thron. Es blitzen die Diamanten in der Krone seiner Majestät. Seine Rechte ruht auf dem Schwert, von dem man sagt, es sei das Karls des Grossen. Müller-Friedberg naht unter tiefen Verbeugungen den Thronstufen, dann richtet er sich kerzengerade auf — sonst sah man ihn immer leicht vornübergeneigt —, und nun hallt seine wohlklingende Stimme durch den weiten Saal. Er bittet den Monarchen, ihm als dem bevollmächtigten Gesandten des Fürstabtes von St.Gallen den Eid der Treue, den er in dessen Namen zu schwören bereit sei, in kaiserlichen Gnaden anzunehmen. In kurzer Gegenrede versichert ihn der Reichsvizekanzler der kaiserlichen Willfähr und Huld. Nun steigt Müller-Friedberg die Stufen zum Thron empor, kniet vor dem Kaiser nieder, legt die Finger auf das Evangelienbuch, das ihm ein Höfling darreicht, und spricht den langen Lehenseid nach. Dann küsst er das kaiserliche Schwert und steigt rückwärts die Stufen hinunter. Jetzt hält er seine wohleinstudierte Dankrede, von der ihr einen Ausschnitt hören sollt, weil ihr daraus erkennen könnt, wie weit wir von jener Zeit entfernt sind:

«Eure Kaiserliche Majestät geruhen allergnädigst, einen Vasallen zu belehnen, der den Wert einer solchen kaiserlichen Gnade und das Gewicht beschworener Pflichten genau zu schätzen weiss. In meinem Vaterlande pflegen Männer kräftiger zu fühlen als zu sprechen, und ich wäre kühn, wenn ich es versuchte, die dankbaren Empfindungen meines gnädigsten Herrn durch matte Deklamationen auszudrücken, die er besser durch standhafte Treue und heissesten Diensteifer bewähren wird.

Unter den reinsten wärmsten Segenswünschen für das allerhöchste Wohl Eurer Kaiserlichen Majestät, für Ihre Majestät die Kaiserin Königin und das allerdurchlauchtigste Erzhaus, für den Erfolg der weisen und menschenfreundlichen Herrscherabsichten, die die grossen Erwartungen Ihrer Völkerschaften erfüllen: unter solch frommen und freundigen Segnungen empfiehlt der Fürst, mein Herr, sich samt seiner fürstlichen Stift und Lande in allertiefster Ehrfurcht zu kaiserlich allerhöchster Huld.»

Wie er geendet hat, verbeugt er sich dreimal und verlässt den Saal und die Burg.

Er hat seine Sache sehr schön gemacht. Das bekommt er am selben Abend noch zu hören. Bei Fürst Galitzin ist grosse Abendgesellschaft. Generale machen ihm Komplimente, die ihn erröten lassen und hochgestellte Damen, die ihn bis dahin nur durch das Lorgnon beguckt hatten, halten ihn einer freundlichen Anrede würdig.

Démeunier hat dieser Erzählung mit einem bitteren Lächeln zugehört. Die schöne Empfangsszene gehört einer versinkenden Welt an. Vor ihnen liegt eine Zukunft, von der nur eines gewiss ist, nämlich dass sie ganz anders sein wird. Vielleicht, wenn die Ungeheuer in seinem Vaterlande sich gegenseitig aufgefressen haben werden, wird wieder eine Zeit kommen, wo er dorthin zurückkehren kann. Vorerst aber schreibt Müller-Friedberg für ihn an hochgestellte Freunde, um ihm einen englischen Pass zu verschaffen. Zu Ende des Jahres nehmen sie voneinander Abschied; Démeunier reist nach London und später vielleicht nach den jungen Vereinigten Staaten von Amerika. Müller-Friedberg wird versuchen, das Toggenburg zwischen starrem Festhalten veralteter Formen und dem Feuerbrand des blutigen Umsturzes hindurchzuleiten.

Wir lassen neun ereignisschwere Jahre rasch vorbeiziehen. Ihr wisst, wie nach dem Einfall der Franzosen 1798 der Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft nicht aufzuhalten war, wie allenthalben

Freiheitsbäume aufgerichtet wurden. Der letzte Landvogt im Toggenburg nahm einen Abschied, wie er kaum je einem abgehenden Machthaber beschieden war: seine Rede rührte die Revoluzzer zu Tränen, und sie schenkten ihm ihr Bürgerrecht. Das schlimme Kriegsjahr 1799 verlebte er als Privatmann zur Hauptsache als Beschützer des Damenstifts zu Schänis. Dort wurde er Augenzeuge des wütenden Hin- und Her österreichischer und französischer Truppen. Er war es, der mit seinem sechzehnjährigen Sohn den toteschossenen und nackt ausgeraubten Generalleutnant Hotze von der Kampfstätte aufblas. — Inzwischen war die Helvetische Republik errichtet worden, und Müller-Friedberg liess ihr sein staatsmännisches Können. Man hielt viel auf ihm und übergab ihm heikelste Aufgaben: die Verwaltung der vom Staat beschlagnahmten Klöster in der ganzen Schweiz, die Beruhigung der gärenden Urkantone, die Ablösung des Kantons Wallis, der nach französischem Willen eine selbständige Republik werden sollte. Wie sehr nicht nur die helvetische Regierung mit ihm zufrieden war, sondern auch die Bürgerschaften, mit denen er es zu tun hatte, erkennt ihr daraus, dass die Stadt Luzern ihm ihr Ehrenbürgerrecht verlieh und die neue Republik Wallis ihn als den Begründer ihrer Unabhängigkeit pries und beschenkte. So wird es euch nicht wundern, dass er als helvetischer Senator zusammen mit zwei anderen Vertretern der zentralen Regierung neben den 60 Abgeordneten der Kantone nach Paris geschickt wurde.

Diese Abordnung, Consulta genannt, sollte aus den Händen Napoleons eine neue Verfassung entgegennehmen. Diese musste aber erst entworfen werden. Napoleon ernannte vier französische Mitarbeiter, unter denen einer Démeunier hiess und kein anderer war als jener Emigrant, der neun Jahre vorher in Lichtensteig von Müller-Friedberg Abschied genommen hatte. Natürlich können wir die vielen Verhandlungen nicht verfolgen. Wir richten unseren Blick auf die beiden uns bekannten Männer.

Neun Tage hatte die Reise von Bern nach Paris gedauert. Am 11. November 1802 langten die drei helvetischen Deputierten in ihrem bescheidenen Hotel an. Noch hatten sie fast einen Monat Zeit, sich die Stadt anzusehen und sich vorzubereiten. Wir dürfen annehmen, dass in dieser Zeit Müller-Friedberg seinen 14 Jahre vorher geplanten Besuch bei seinem Studienfreund abstattete. Gewiss konnte ihm dieser nun als hoher Regierungsmann mit Rat und Hilfe beistehen. Wie mögen sich die beiden gegenüberge-

treten sein, nachdem die Welt, in der sie sich Lebewohl gesagt hatten, zusammengekracht war! Gewiss hat der helvetische Abgesandte die hoffnungslose Lage seines Vaterlandes geschildert. Der Bürgerkrieg hatte es zerrissen, und es schien ihm klar, dass nur eine feste Gesamtregierung die zerstückelten Teile wieder zu einem Ganzen fügen könne. War es nicht die kantonale Eigenmächtigkeit gewesen, die auf keinen Tagsatzungsbeschluss eingegangen war und die Alte Eidgenossenschaft ins Verderben gestürzt hatte? Die neuen Kantone mussten auf getreue Einhaltung einer neuen Bundesverfassung verpflichtet werden; nur so konnte die Eidgenossenschaft das Vaterland aller seiner Bürger werden. Er bekannte sich als Unitarier. Wie anders wollte man den kostbaren Gewinn der Umwälzung für die Zukunft sichern, nämlich die politische Freiheit und Gleichberechtigung aller Bürger, die Niederlassungsfreiheit und ein allgemeines schweizerisches Bürgerrecht? Wenn man jeden Kanton wie in alten Zeiten schrankenlos gewähren liesse, dann wäre die Schweiz zur Ohnmacht oder gar zum Auseinanderlottern verurteilt.

Démeunier mag seinen Freund auf die Gewohnheit Napoleons verwiesen haben, ein klares Machtwort zu sprechen, heikle Operationen mit einem raschen Messerschnitt auszuführen. Da gelte es dann, aus der einmal gegebenen Lage das möglichst Gute zu machen. Von Napoleon stamme das Bonmot, die Weisheit bestehe darin, vom Apfelbaum keine Pflaumen ernten zu wollen.

An dieses Wort sollte Müller-Friedberg denken, als er zusammen mit vier anderen Abgeordneten am 12. Dezember zu Napoleon in die Vorstadt St-Cloud beschieden wurde. Er hatte kaum Zeit, den ausserordentlich kleinen, mageren Mann mit dem gelben Gesicht zu betrachten. Die harten, tiefliegenden Augen — waren sie blau oder grün? — ruckten scharfen Blicks über die fünf Männer hin. Die linienschmalen Lippen öffneten sich, und eine tiefe, rauhe Stimme warf in leidenschaftlicher Schnelle seine befehlshaberischen Ideen an ihre Köpfe. Er las sie von einem Blatt ab und erwartete nicht, dass man sich darüber äussere.

«Citoyens députés!» sprach er sie an, «plus j'ai étudié la géographie, l'histoire et les habitudes de votre pays, et plus je me suis convaincu qu'il ne devait pas être assujetti à un gouvernement et à des lois uniformes.» (Bürger Deputierte! Je mehr ich die Geographie, die Geschichte, die Bräuche Eures Landes studiert habe, umso mehr habe ich mich davon über-

zeugt, dass dieses Land nicht einer [zentralen] Regierung und einheitlichen Gesetzen unterstellt werden soll.)

Es ist nicht möglich, in der Schweiz eine einheitliche Regierung und einheitliche Gesetze aufzustellen. Für diese untereinander so verschiedenen Kantone kann es nur verschiedenartige Regierungen geben. Eure Geschichte, eure Berge, eure Armut, eure Konfessionen drängen euch dazu. Für die Kleinen ist der lose Zusammenschluss der Teile gut. Wenn ihr aber Grösse sucht, habt ihr keine andere Wahl, als euch an Frankreich anzuschliessen. Aber eure Natur ist nicht dazu bestimmt. Es gilt nun, etwas zu schaffen, das eurer Natur entspricht und dem Willen Frankreichs dient. Bürger Deputierte, an die Arbeit! Da wussten sie nun, dass es mit der Einen und Unteilbaren Helvetischen Republik zu Ende war.

Müller-Friedberg hatte Zeit, über seine Zukunft nachzudenken, denn er gehörte nicht der engeren Kommission an, welche die neue Verfassung vorzubereiten hatte. Eines war sicher: Wenn die neue Schweiz nur mit einem Landammann neben einer von den Kantonen beschickten Tagsatzung auskommen musste, dann konnte sein zukünftiges Arbeitsfeld nicht ein schweizerisches sein. Aber er war Staatsmann und gedachte, es zu bleiben. Wer konnte seine Arbeitskraft und seine Erfahrung brauchen?

Da teilte ihm Démeunier mit, wo für ihn neue Arbeit wartete. Der hatte nämlich von Napoleon den Auftrag bekommen, die schwierigen Verhältnisse in der Ostschweiz neu zu regeln. Die alten Kantone Glarus und Appenzell, die ja in den helvetischen Kantonen Linth und Säntis aufgegangen waren, wollten wieder für sich sein, und das passte ganz zu Napoleons Ideen von der Berücksichtigung der alten Zustände. Da war es doch gegeben, dass alles, was nicht zu Glarus und Appenzell gehört hatte, zu einem neuen Kanton zusammengeschlossen wurde, wie es übrigens schon ein Jahr vorher der Schwyzer Reding vorgeschlagen hatte. Wer wusste in diesen ehemaligen Untertanengebieten besser Bescheid als Müller-Friedberg? Die Abgeordneten aus diesen Gebieten (J. L. Custer aus Rheineck, Dr. Blum aus Rorschach) waren über das künstliche Mosaik wenig erbaut (Rheintal, Sax, Gams, Werdenberg, Sargans, Gaster, Uznach, Rapperswil, Toggenburg, Fürstenland, St. Gallen). Aber dieses Gebilde war nun als Apfel von dem Baume gefallen, von dem eine Pflaume zu verlangen Unverstand gewesen wäre. Der Wunsch Démeuniers, sie möchten sich zusammensetzen und eine Einteil-

lung des neuen Kantons ausarbeiten, war der Wille des Ersten Konsuls.

Aber war denn Müller-Friedberg nicht ein Glarner? Das dachten wohl die Abgeordneten des geplanten Kantons, als sie seinen Namen nicht auf die Vorschlagsliste für die Einführungskommission setzten. Démeunier aber bedeutete ihnen, der Name müsse drauf, und ein paar Tage später: und zwar als Präsident; und wenn sie nach seinem Bürgerrecht fragten, so sei er Lichtensteiger, und zwar ehrenhalber. So kam es, dass Müller-Friedberg an die Spitze des neugeschaffenen Kantons St. Gallen trat, dessen Geschicke er wie kein zweiter während fast 30 Jahren beeinflussen sollte.

Da liegt ein Musterbeispiel des Zahnradspiels der Geschichte: Wäre der Fünfzehnjährige nicht in Besançon gewesen, hätte er Démeunier nicht kennengelernt; hätte er ihn nicht gekannt, wäre dieser nie in die Ostschweiz gekommen; dies aber hat Napoleon bewogen, Démeunier zum Bearbeiter der ostschweize-

rischen Fragen zu machen; wäre an diesem Posten nicht Démeunier gestanden, wäre Müller-Friedberg wohl nicht Landammann des Kantons St. Gallen geworden; und wäre er das nicht gewesen, so sähe unser Kanton in mancher Hinsicht anders aus — auch noch nach 150 Jahren. Werfen wir zum Schluss noch einen Blick in den Regierungssaal des neuen Kantons, wo am 15. April 1803 Müller-Friedberg dem neuen Grossen Rat seine Aufgabe übergibt.

«Bürger Kantonsräte, verehrteste Freunde und werte Brüder!» redete er sie an. Er setzt ihnen auseinander, was in dieser Zeit möglich ist und was nicht. Dann erhebt er seine Stimme zum Lob des neuen Kantons: «Verdanken wir nicht der Vermittlungs-Akte den grossen, bevölkerten, schönen Kanton St. Gallen? . . . Ein Land, mit allen Vorteilen einer trefflichen Lage, eines meist nahrhaften Bodens und eines ausgebreiteten Kunst- und Handelsfleisses, Meister über wohlgelegene Pässe und Heerstrassen, über zwei schiffbare Flüsse und an den Ufern dreier wichtiger Seen gebietend . . . »



